

1. Das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten

Beginnt alles mit einem Missverständnis?

In der deutschsprachigen Wahrnehmung Albaniens wird häufig der Umstand erwähnt, dass die überwiegende Mehrheit der dortigen Menschen muslimisch sei. So fragt ein Freund Jörg Dauschers vor dessen Reise nach Albanien im Jahr 2006: »Moslems sind die da ja auch, oder?!« (2008 11) Hierbei schwingt schon eine gehörige Portion Skepsis mit. »Zu weiteren Erklärungen kam es dann meistens gar nicht mehr, weil mein Gegenüber zunächst selbst Albanien verorten wollte.« (Ebd.) Tatsächlich ist die statistisch erhobene Konfessionszugehörigkeit eher unbedeutend, spielt ernsthaft ausgelebte Religion doch meist nur eine marginale Rolle; gemischte Ehen sind an der Tagesordnung. Auch der Kanun, das albanische Gewohnheitsrecht, widersetzte sich dem Einfluss des Islam.¹ Unter Enver Hoxha wurde Albanien sogar *das einzige atheistische Land der Welt*, nachdem das Religionsverbot 1967 in der Verfassung verankert wurde.

Röhm und Pier schreiben 1986, »daß die Religionsfrage in Albanien heute kein dringendes und konfliktträchtiges gesellschaftliches und politisches Problem ist. [...] Der Albanologe J.G. von Hahn konstatierte Mitte des 19. Jahrhunderts eine erhebliche Oberflächlichkeit der Albaner in religiösen Fragen und

1 Die archaische Gesellschaft der Albaner:innen war geprägt vom Kanun, einem mündlich weitergegebenen Kodex, der das gesamte Leben regelte. Er existierte in verschiedenen Varianten, von denen der Kanun des Lekë Dukagjini (1410–1481) der bekannteste ist; dieser wurde von dem albanischen Priester Shtjefën Gjeçov (1874–1929) gesammelt, verschriftlicht und bearbeitet. »Das albanische Wort *Kanun* ist aus dem Türkischen übernommen, und die türkische Sprache hat es wiederum dem Griechischen entlehnt. Das griechische *Kanon* bedeutet Maßstab, Regel, Gesetz.« (Lambertz 1956 15) Zur deutschen Übertragung des Kanun-Textes durch Godin sowie zur wissenschaftlichen Einordnung siehe Elsie 2001.

führte dies darauf zurück, daß viele von ihnen im Laufe ihres Lebens mehrmals aus Opportunitätsgründen den Glauben gewechselt hatten.« (31f) Eher als ein radikaler Islamismus wird in Wirklichkeit von vielen heute eine Islamophobie kritisiert.² Offenbar können es die albanischen Menschen den Besserwissis nicht Recht machen: Sind sie atheistisch, so ist das ungut, Muslim:innen begegnet man jedoch ebenfalls nur mit Vorbehalt. Bei Godin sinniert ein junger Pater: »Was im Grunde wußte er von Murat und der jungen Frau, die sich, dem Gebote der Kirche entgegen, mit dem Moslim verheiratet hatte? Hätte ihn diese Preisgabe ihrer Grundsätze nicht vielmehr vor ihr warnen sollen?« (1955 34) Damit bezieht die Autorin klar Stellung gegen Ehen mit verschiedenen Konfessionen. Wie sagt ein albanisches Sprichwort: »Ist dir ein Schwanz zu eigen, //so stößt man sich daran; //und kannst du keinen zeigen, //hängt man dir einen an.« (*Mos e paçë t'a njesin; ne e paçë t'a presin.* Sommert 66)

»Die Albanier [sic!] sind doch Muslime, oder?«

Mir wird bei dieser nicht selten gestellten Frage nie ganz klar, wozu sie gestellt wird. Es ist auch mehr eine Aussage, denn der oder die Fragende weiß ja bereits, was er noch einmal hören und bestätigt sehen will. Von Albaner:innen wurde ich nie gefragt: »Ihr Deutsche seid doch alle Katholiken, nicht wahr?« In all der Zeit, in der ich in Albanien gelebt habe oder unterwegs war, ist mir Religion nie als *das* prägende Merkmal des Landes erschienen – ebenso wenig wie heute in Deutschland. Im besten Fall kann man die Frage so auslegen, dass der Mensch über etwas Smalltalk ein Gespräch in Gang bringen und dabei gerne auch Neues über Albanien erfahren möchte.

Im ungünstigsten Fall ist überhaupt kein Interesse vorhanden, und es werden nur abgespeicherte Stereotypen über muslimische Menschen abgerufen, die alles andere ausblenden. Felix Konrad fasst sie wie folgt zusammen: Der Islam

kenne keine Trennung von Staat und Religion, eine säkulare Gesellschafts- und Staatsordnung sei für Muslime also nicht denkbar; in muslimischen Gesellschaften stagniere das Wissen und sei nur durch die Adaption europäischer Ideen und Normen wandelbar (Europäisierung/Verwestlichung

2 Vergleiche z.B. Henry Ludwigs Dissertation *Das albanische Europa. Kontroverse Konzepte zur europäischen Zugehörigkeit in der Intellektuellendebatte Kadare-Qosja*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2015 (= Forschungen zu Südosteuropa 11).

sei notwendig); der Islam unterdrücke die Frauen; der Islam sei unmodern. Besonders raumgreifend war das Stereotyp, dass der Islam das Hindernis sei, das Modernisierung, Aufklärung und Fortschritt vom muslimischen Orient fernhalte, dass dies der Grund sei, dass er politisch, militärisch, wirtschaftlich und schließlich auch kulturell unterlegen sei.³

Es ist gut möglich, dass in Bezug auf religiöse Stereotypen **Karl May** (1842–1912) einen entscheidenden Anteil an der deutschsprachigen Albanienwahrnehmung hatte. Hierzu schreibt der Historiker Michael Schmidt-Neke:

Mays Antiislamismus wendet sich mit großer Schärfe gegen die Albaner: Sie sind besonders fanatisch, brechen aber andererseits religiös beteuerte Treueschwüre, wenn sie sich damit einen Vorteil verschaffen können. Darüber hinaus sind sie auch noch abergläubisch und lassen sich von einem vermeintlichen Gespenst verjagen. [...] Diese Attacke deckt sich nicht mit den zahlreichen Beobachtungen von Ausländern, wonach gerade die Albaner religiös eher zu Toleranz bzw. Indifferenz neigten; Koexistenz, Heiraten über die Religionsgrenze hinweg und Kryptochristentum (= formaler Übertritt zum Islam aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, aber Festhalten am christlichen Glauben und christlichen Praktiken) wurden vielfach als geradezu typisch albanisch angesehen. (1994 267f)

Dabei scheint May dem Islam oft auch wohlgesonnen – wenn dessen Grundsätze denn verinnerlicht würden. Oft wirft er aber den Muslimen vor, ihren eigenen Glauben zu missachten; insbesondere bei den albanischen Menschen. Zu den positiven Kontinuitäten der Albanienwahrnehmung zählt bei den ernstzunehmenden Sprecher:innen jedenfalls die religiöse Toleranz. Friedrich Wallisch schreibt 1931:

Einer der bezeichnendsten Wesenszüge der Albaner ist ja die völlige religiöse Duldsamkeit. Alle Berichte, die es anders wissen wollen, die von Religionskämpfen zwischen Albanern erzählen, sind entweder glatt erfunden oder aber durch und durch mißverständene Wiedergaben von Ereignissen, die mit konfessionellem Zwist nichts zu tun gehabt haben. Es gibt einige albanische Stämme, die aus Christen und Mohammedanern bestehen, das

3 »Von der ›Türkengefahr‹ zu Exotismus und Orientalismus: Der Islam als Antithese Europas (1453–1914)?« In: Institut für Europäische Geschichte (Hg.). *Europäische Geschichte Online*. Mainz 2010. Web. 7. Okt. 2014. Zit. in: Pistrick 133.

heißt, in einem und demselben Stamme, der eine ungemein enge Zusammengehörigkeit darstellt, leben Christen und Nichtchristen. Es gibt im Lande muselmanische Heiligtümer, zu denen Christen wallfahrten und christliche Kirchenfeste, an denen sich Muselmanen beteiligen. (52)

Die Breitenwirkung von Karl May

Über diesen ›Reiseschriftsteller‹ ist allerhand geschrieben worden, so auch zu seinen Albanien-Romanen (oder, genauer: zu seinen Orient-Romanen, in denen albanische Menschen auftreten). Meine Studie strebt nicht an, diese Werke einer detaillierten Analyse zu unterziehen. Gesagt sei: Karl-May-Bashing ist gerade von der heutigen Warte aus sehr einfach.⁴ Es stimmt: Die Texte haben Stereotypen verfestigt, der westliche Reisende ist den einheimischen ›Wilden‹ stets überlegen, und alles ist Schwarz-Weiß, Gut gegen Böse. Arno Schmidt urteilte über die »Reiseromane«, es seien »rohe eilfertige Erfindungen aus Arabien oder Wildwest; wer also zwei kennt, kennt alle. [...] Eine wahre Inflation stereotypster Wachsfiguren füllt die nicht zu umklaffernde Bandreihe: der ›Superman‹ des Helden; sein Freund; nie mangelt es an einer ›Lustigen Person‹; der Bösewicht ist kohlschwarz [...]. Die Deutschen sind das Salz der Erde.« (Zit. in Otto 172)

Ähnlich wie bei den ›Indianern‹ ging es auch bei den ›Skipetaren‹ zu. Rückmann schreibt: »Man könnte es ihm verzeihen, hätte es Literatur gegeben, die wahrheitsgemäß über das Volk der Albaner Auskunft erteilte. Die gab es aber nicht, und so holten sich Millionen Deutsche ihr ›Wissen‹ über Albanien bei Karl May.« (10) Diese Wahrnehmung blieb in der Tat prägend bis in die jüngste, vortouristische Vergangenheit. In Rückmanns Worten ist es ein Bild, das »mit dem Pinsel der Eroberer« weitergemalt wurde »und unter dem etwa folgenden Text stehen könnte: So ein Land muß ja von der ›zivilisierten Welt‹ zur Ordnung gerufen werden.« (Ebd.)

4 So jüngst geschehen in dem Suhrkamp-Band *Karl May* von Enis Maci und Mazlum Neriz von 2024, in dem May bereits im Untertitel als Hochstapler und Kleinkrimineller bezeichnet wird. Man müsste wohl zahlreiche Autoren aussondern und als nicht genehm abstempeln, wenn man ihr Privatleben genau unter die Lupe nimmt. Wie Schmidt-Neke in einer Mail anmerkt, gilt es, die Dynamiken in Mays Schaffen zu sehen und etwa das Bild des Chinesen in dem widerwärtigen *Blauroten Methusalem* (1889) mit dem in einem seiner letzten Werke *Und Friede auf Erden* (1901) zu vergleichen, mit dem er Joseph Kürschners China-Sammelband geradezu sprengte.

In den Orient-Romanen von Karl May ist es der Superheld Kara Ben Nemsi, der »Sohn der Deutschen«, der tapfere und pedantische *Almani*, der »Herr« (*Effendi* oder *Sihdi*), der überlegen die **Skipetaren** und andere Strolche zur Ordnung ruft. »Effendi ist ein türkischer Titel und bedeutet etwa ›vornehmer, selbständiger Herr‹. Er ist aus dem Griechischen abgeleitet und mit dem Begriff ›authentisch‹ verwandt.« (Lambertz 1956 156) May gebraucht diese Anrede sicherlich bewusst so häufig, um seinen Held von den ›Eingeborenen‹ abzugrenzen und ihre Unterlegenheit zu unterstreichen. »Was sollte ich thun? Ihm gehorchen? Das konnte mir nicht einfallen, ich war es mir und meiner deutschen Abstammung, auf welche ich stolz wie nur irgend einer bin, schuldig, ja nun erst recht schuldig, ihm zu zeigen, daß ich kein leicht einzuschüchternder Knabe sei.« (May 1897 443)

Auch Matthießen, der sich stark an May orientierte, greift diese Haltung auf: »Es fiel mir nicht ein, mich von einem kleinen Skipetarenbengel kommandieren zu lassen, und wenn er hundertmal Prinz und Woiwodenenkel war.« (1934 12) Wie Uli und Till Otto schreiben:

Auffällig und ebenfalls ablehnenswert ist auch das krasse »Führerprinzip«, das den May'schen »Reiseromanen« eignet: Ein junger, zumeist als »Greenhorn« verkannter Deutscher zeichnet sich in der Wildnis als allwissender und gleichsam omnipotenter Überheld aus, der immer recht behält und schier unglaubliche Heldentaten begeht. Seine Gegner, Kritiker oder all diejenigen Menschen, die sich seinen Ratschlägen und Anordnungen widersetzen bzw. ihnen nicht Folge leisten, werden im Verlauf der Geschichte vom »Schicksal« bitter bestraft und erleiden einen oftmals qualvollen Tod, wenn sie sich nicht im Verlauf der Handlung eines Besseren besinnen und der Sichtweise des unfehlbaren Helden unterordnen. (15f)

Aber haben Karl Mays Bücher seinerzeit nicht auch einen Horizont eröffnet und die Lesenden an Orte entführt, an die sie niemals selbst reisen konnten? Man sollte nicht die Umstände außer Acht lassen, unter denen Texte geschrieben wurden, denn was heute als antiquiert und unzeitgemäß beurteilt werden mag, hatte zur damaligen Zeit womöglich seine Berechtigung. Ist ein *Zerrbild* vielleicht besser als gar kein Bild? Macht am Ende ein Kolportageroman doch Lust auf eine Begegnung mit dem Land? Und lag alles wirklich immer nur an den *Anderen*? Gewiss, bei Karl May sind die Seiten und Rollen klar verteilt.

Aber ebenso vermitteln Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah⁵ Einblicke in fremde Welten und Kulturen, bevor es Radio, Fernsehen oder Internet gab. Der große Reporter und Welterklärer Peter Scholl-Latour schrieb einmal über ihn: »Karl Mays Beschreibungen von entfernten Ländern regten als Kind meine Fantasie an und ließen mich von Abenteuern träumen. Obwohl er selbst nie dort gewesen ist, sind beispielsweise seine Beschreibungen des Orients erstaunlich treffend.« (Melzer)

Selbst Schmidt-Neke, der als fachkundiger Albanologe Karl May einiges anzukreiden hat, schreibt zur partiellen Rehabilitierung des Autors:

Karl May hat Romane geschrieben, keine geographisch-ethnographischen Enzyklopädien. Von einem einzigen Autor, dessen Werke im weitaus größten Teil der gesamten Welt spielen, zu erwarten, daß jedes Detail mit der gleichen Sorgfalt recherchiert ist, wäre realitätsfern. Wer also meint, das Maysche Œuvre unkritisch als Informationsquelle zu den Realien der jeweiligen Länder und Völker nutzen zu können, tut dies auf eigenes Risiko und kann den Autor nicht für die Folgen seiner eigenen Naivität verantwortlich machen. (1994 278)

Der Historiker weist hier zu Recht auf die Urteilskraft des einzelnen Lesers hin – was gerade heute bei der digitalen Informationsflut, die leicht unkritisch aufgesaugt wird, eine angemessene Bemerkung ist. Ein Karl May im Bücherregal führte nicht automatisch zu einer Voreingenommenheit gegenüber anderen Kulturen.

May ist auch als Opfer seiner eigenen Zeitumstände zu sehen, wenn er etwa auf das Buch *Montenegro* von Bernhard Schwarz aus dem Jahre 1883 zurückgriff, das die Bevölkerung als »rohe Albanesenhorden«, »zerlumpte Albanesengestalten«, »Banditen und Wegelagerer, welche ungeniert rauben und morden« und »Albanesen von unruhigem, heimtückischem und räuberischem Wesen« in Abgrenzung zu den edlen Montenegrinern diffamiert (ebd. 277). Zudem schreibt Schmidt-Neke: »Alle Klischees, die man irgendwo gelesen, gehört bzw. in Kino oder Fernsehen aufgenommen hat, werden gebündelt und

5 »Hadschi« ist der Ehrentitel für diejenigen, welche die Pilgerfahrt nach Mekka (den Hadsch) unternommen haben, die eine der fünf Säulen des Islam darstellt. Kara Ben Nemsis tapferer Gefährte ist seinem Meister treu ergeben – er wird aber auch als vorzeitig, leichtsinnig und etwas ungeschickt dargestellt.

auf May als vermeintliche Quelle zurückprojiziert.« (Ebd. 251) Als Beispiel wird der Brautraub unter den Albanern genannt, von May selbst nie erwähnt. Karl May als Ursache für alle sich im Umlauf befindlichen vorgeprägten Bilder verantwortlich zu machen, ist sozusagen zu viel der Ehre.

Hans Fallada berichtet von seiner Begeisterung als Heranwachsender für May, der ihm aber vom gutbürgerlichen Vater untersagt wird: »Wir durften uns nie einen Karl May ausleihen, und als Onkel Albert dem Ede und mir ein paar Bände May geschenkt hatte, mußten wir sie beim Familienbuchhändler in schicklichere Lektüre umtauschen.« (234) Der Sohn fügt sich, liest zwar hin und wieder heimlich May, vornehmlich aber Werke der Weltliteratur. »Als ich dann ein Mann geworden war und ein bißchen Geld hatte, habe ich mir alle fünfundsechzig Bände Karl May auf einmal gekauft. Während ich dies schreibe, stehen sie grüngolden aufmarschiert in der Höhe meines rechten Knöchels. Ich habe sie nun alle gelesen, nicht nur einmal, sondern mehrere Male. Jetzt bin ich gesättigt von Karl May, ich werde sie kaum wiederlesen.« (Ebd.) Fallada ist trotzdem ein humanistischer Autor von Weltrang geworden. Bei mir waren es die geliebten Bud-Spencer-Filme, die mir von meinem Vater verboten wurden und die ich dennoch bei einem Freund sah, dessen Vater alle Filme auf Video hatte. Sie sind wohl weniger Gewaltverherrlichung als ein anarchischer Spaß, und ich glaube, er hat mich nicht verdorben.

Dass May nie vor Ort war, sollte man ihm ebenfalls nicht anlasten – wie Dhimitër Xhuvani 1991 in einem Interview drastisch konstatiert: »Was soll ein Schriftsteller machen, der einen Selbstmord beschreibt? Soll er sich umbringen?« (233) Recherchen erweisen sich oft als ergiebiger als Reisen, wenngleich sich bei May ein ambivalentes Bild ergibt, wie Schmidt-Neke nachzeichnet. So zeige May durchaus »überraschende Detailkenntnisse«, etwa in Bezug auf die Repräsentanten des albanischen Gewohnheitsrechts (1994 257f), oder bei der Schilderung der albanischen Volkstracht mit Fustanella, Fes etc., die vom Schut getragen wird (ebd. 259). Dann wieder ist Mays Wissen bruchstückhaft, was die Konfessionszugehörigkeit und die Regeln der **Blutrache** angeht (ebd. 261ff) – verheerend, prägte May doch für zahlreiche Lesende über viele Generationen hinweg ein Albanienbild.

Der DDR-Autor Rückmann sucht bei Karl May die Schuld, dass die Albaner so lange als die »Indianer Europas« galten, wodurch das Land zur Projektionsfläche, zum *feuchten Traum* des deutschen Spießbürgers wurde:

»Wie romantisch«, träumte der Mann auf dem Kanapee, wenn er von Blutrache, Effendis, Bakschisch und Kämpfen in schluchtenreichen Gebirgen hörte.

Ein Schaudern lief ihm über den Rücken, wenn er bei Karl May las:

»Ihr Hundesöhne!« knirschte der Skipetar. Der Bluträcher wandte sich im Sattel um und erblickte mich, der ich ungefähr fünfzehn Schritt hinter ihm hielt.

»Suchst Du mich?« lächelte ich...

»Du hast meinen Bruder ermordet! Du bist der Blutrache verfallen. Ich will Dich nicht tückisch von hinten niederschließen, sondern von vorn.«

Natürlich ging der Schuß nicht los, die vom Skipetaren geschleuderte Axt wehrte Karl May mit dem »Bärentöter« ab, und den fliehenden Skipetaren fing er mit dem Lasso ein.

Das las sich zwar ganz gut, besonders im Pubertätsalter, aber der Wahrheit und den realen Verhältnissen entsprach es nicht. (9f)

Die westliche Presse griff das Phänomen der in den 1990ern wieder aufkeimenden Blutrache dankbar auf. Dem lässt sich eine Bemerkung Joseph Roths entgegenzusetzen, der schon 1927 zu seiner Albanienreise schrieb: »Von Berlin aus betrachtet, ist Blutrache interessanter. In ihrer Heimat aber ist sie von Schmutz, Wanzen, finsternen Nächten, zerbrochenen Petroleumlampen, fetten Spinnen, Malaria-Anfällen, trübem Seegrastee wettgemacht, gleichgültig und selbstverständlich geworden.«

Und 20 Jahre früher äußerte sich Edith Durham wie folgt:

Nicht nur bei Journalisten ist es Mode, von den »gesetzlosen Albanern« zu sprechen. Dabei leidet wahrscheinlich kein anderes Volk in Europa so sehr unter der Tyrannei seiner Gesetze. [...] Und falls Sie, die Sie dieses Buch lesen, sich entsetzt über die »Sitten der Wilden« äußern sollten, möchte ich Sie daran erinnern, dass wir dasselbe Spiel, nur in sehr viel größerem Maßstab, spielen. Wir nennen es Krieg. (2020 23, zu Blutrache vgl. auch Lambertz 1956 16f)

Dass es in deutscher Sprache auch anders als im Mayschen Duktus geht, bewies die Schriftstellerin Liselotte Welskopf-Henrich (1901–1979), deren Romane über die Ureinwohner:innen Amerikas aus deren Sicht geschrieben wurden, historisch fundiert sind, und gleichzeitig zahlreiche Lesende in Ost wie West in ihren Bann zogen. Die Ausstrahlungskraft von Karl Mays Werken ist heute verblasst: Wurden seine Romane im 20. Jahrhundert noch verschlungen, so misten nun Büchereien die einst begehrten Bände aus – zu wenig werden sie ausgeliehen, sie »ziehen heute nicht mehr«, wie Melzer 2024 schreibt. Man mag behaupten, dass hier vieles zusammenfällt: das Ende der Exotik durch den Einzug des Tourismus, das Ende der Transformationsphase Albaniens, der

Einzug Albaniens in die europäische Gemeinschaft – mit allen Vor- und Nachteilen.

Zurück im Abenteuerland – Albanien in ›unserer‹ Literatur

Die Unterscheidung zwischen *hoher* und *Trivilliteratur* ist problematisch. Nicht nur sind die Übergänge fließend, auch sollte man sich nicht anmaßen, in gleicher Weise über Menschen zu urteilen, die als Professor:innen der holden E-Musik huldigen können, und anderen, die nach ihrem aufreibenden Brotjob Erleichterung suchen müssen. *Art is to comfort the disturbed and to disturb the comforted*. Auch Schund kann geil sein. Gleichwohl gibt es Autor:innen, die einer blickerweiternden oder blickverschiebenden Literatur zuzuschreiben sind, und andere, deren Ziel die Unterhaltung ist, ohne aufklären oder verstoren zu wollen. Karl May ist dabei aus heutiger Warte jenseits von Gut und Böse.

In seinem Aufsatz zur »Begegnung mit Albanien in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts« schreibt Schmidt-Neke: »Leider hat keiner der ganz Großen, kein Goethe, Schiller, Heine, Mann oder Grass sich mit Albanien befasst. Es ist die zweite und dritte Garnitur, heute vergessene Namen, für die in verschiedenen historischen Situationen Albanien zum Thema wurde.« (2014 12) Dies trifft auch (mit wenigen Ausnahmen wie den kurzen Texten von Otten und Roth) für das 20. Jahrhundert zu, vielleicht mit dem einzigen Unterschied, dass die Texte aus dieser Zeit relativ leicht zu beschaffen sind. Erst im 21. Jahrhundert tritt Albanien in ernstzunehmender deutschsprachiger Literatur in Erscheinung, wie in dem epischen Roman *Herida Duro* von Michael Roes (2019) oder dem ebenfalls breit angelegten Roman *Die Erweiterung* von Robert Menasse (2022). Dies sind Beispiele für solide Rechercharbeit; sie wurden im deutschsprachigen Raum recht eingehend rezipiert.

Für das vergangene Jahrhundert muss mit Bedauern festgestellt werden, dass im Prinzip durch Übersetzungen aus dem Albanischen deutschsprachige Lesende gute und auch spannende Lektüre mit viel Lokalkolorit in den Händen hätten halten können. Ein albanischer Autor wie Ernest Koliqi etwa greift Themen wie Blutrache oder Gastfreundschaft und das Leben der Hochländer:innen auf, die auch deutsche Autor:innen behandeln – diese kommen aber selten über den Abenteuerroman hinaus, der in den 50er Jahren zu packen vermochte, heute aber kaum noch. Auch nach May musste Albanien oft genug für Abenteuer herhalten – auch und gerade im 20. Jahrhundert.

Karl Mays Erben

So hat der deutsche Schriftsteller Wilhelm Matthießen (1891–1965) Romane verfasst, die ohne May kaum denkbar wären und seinem Stil nachempfunden sind. May wird sogar des Öfteren explizit im Text erwähnt. Man kann die Erzählungen allerdings durchaus als Weiterentwicklung sehen. Matthießen nimmt direkten Bezug zu May und distanziert sich gleichzeitig von seinem fehlerbehafteten Meister:

O ja, ich hatte als Lehrling meinen Karl May sehr gut gelesen. Aber die Skiptaren hatte ich bei meinem Effendi denn doch schon besser kennengelernt, als »Kara ben Nemsi« es konnte. Die Türken nennen dies tapfere Völkchen ja Arnauten. Ach, und wenn ich an die Arnauten Karl Mays denke! Jeder einzelne von ihnen ist ein hinterlistiger und mordlüsterner Schuft... Ich weiß noch, wie ich fast Angst bekam, als ich im Laden Sadullahs den ersten Arnauten sah! Er war zwar lange nicht so ein herrlicher Kerl wie dieser Skiptar hier –, aber ich glaube doch, er hätte mir eine fürchterliche Backpfeife heruntergehauen, wenn ich ihn einen Arnauten genannt hätte! (44f)

Der Autor, der die Freiheitsliebe der albanischen Menschen betont, verfügt über mehr Detailkenntnisse und zeichnet seine Figuren vielschichtiger als das große Vorbild. Schmidt-Neke nennt Matthießen einen kritischen Nachahmer: »Obwohl Mays Darstellungen als häufig irrig bezeichnet werden, ist schon der »nom de guerre« des Ich-Erzählers eine Hommage an Kara Ben Nemsi Effendi.« (1994 249) (Andererseits besteht jetzt eine gewisse Trennung zwischen Autor und Erzählerfigur, denn die Erlebnisse des Helden werden den Lesenden als Fundstücke präsentiert; Matthießen geriert sich somit als Nachlassverwalter, wohingegen May sich in geradezu pathologischer Weise mit seinen Helden identifizierte.)

Nun ist es *Nemsi Bey – der Waffenschmied im Skiptarenland* (der Roman erschien Anfang der 1930er), der als einer der *Guten* Abenteuer zu bestehen hat und Recht und Ordnung herstellt. Schließlich ist im Orient mit Bakschisch und deutscher Klugheit alles machbar. Immerhin stellt sich der junge Held zu Beginn in den Dienst eines türkischen Waffenschmieds in Prizren, was Kara Ben Nemsi wohl kaum getan hätte. Aber natürlich ist er dem »Meister« an Können und Korrektheit überlegen. Es ist Marko, ein »Skiptar«, der Nemsi Bey (der mit bürgerlichem Namen eigentlich Hans Wolfgarten heißt) auf diesen Umstand hinweist:

Nemsi, du bist ein sehr geschickter Büchschenschmied, dein Meister aber ist Händler. Von dem edlen Handwerk versteht er nicht viel. Hat er ein gutes Gewehr, dann weiß er ganz genau, wie viel es wert ist. Aber bringe ich ihm eine gute Waffe, an der etwas verdorben ist, dann sagte er, ehe du zu ihm kamest: »Laß es hier, o Sohn der Berge, wenn du übers Jahr zurückkommst, dann werd' ich dir deine Flinte gesund gemacht haben... Ich muß erst ihre Krankheit studieren –« Seit er dich hat, ist das anders geworden! Du schaust der Waffe in die Seele oder in den Magen und sagst: »Hol sie morgen oder übermorgen ab. An dem Schloß ist etwas in Unordnung geraten.« (47f)

Mit dem Deutschen gibt es kein Vertrösten auf den Sankt-Nimmerleins-Tag mehr. Und wenn es nach ihm ginge, stünde es auch weitaus besser um den albanischen Baumbestand.

In einem Buchenwald ist für den deutschen Besucher kaum Schatten zu finden, und er muss seinen albanischen Begleiter Marko auf die Pracht und Herrlichkeit seiner Heimat aufmerksam machen: »Ich wollte, du könntest dir unsere Wälder daheim in Deutschland einmal anschauen. So dicht stehen da die Bäume, daß den ganzen Tag kein Sonnenstrahl hinabfällt. Und ihr seid mir rechte Dummköpfe, daß ihr so mit euren Wäldern gehaust habt! Bei euch schlägt jeder, der Lust hast, die Bäume, und darum habt ihr alle Frühjahre die Überschwemmungen.« (65) Der Skipetar möchte nach diesen Worten den Deutschen sogleich zum Minister ernennen lassen.

Gleichwohl ist Matthießens Held nicht ganz so überheblich und nicht mit solchen Superkräften ausgestattet wie Mays Hauptfiguren. Die nordalbanischen Berge sind bedrohlich wie im *Schut*, doch hat Nemsi Bey hier beim Durchqueren echte Ängste auszustehen (52ff). Er überlässt die Führung dem Skipetaren und ist sichtlich geschwächt durch den ungewohnten langen Ritt. Somit sind die Figuren ambivalenter und verwandlungsfähiger als bei Karl May (vgl. das Kapitel vom »Lausehadschi«), von dem sich Matthießen zumindest in Ansätzen emanzipiert. Sein Held agiert mehr auf Augenhöhe und ist in der Lage, seine Meinung zu ändern.

Bemerkenswert ist eine Stelle, in dem der treue Gefährte Marko dem Deutschen genüsslich dessen Vorurteile vorhält: »Ich habe gehört, Nemsi«, sagte er, »daß bei euch in Deutschland sehr viele Räuberbücher gedruckt werden. Hast du zu viele von diesen Büchern gelesen?« // »Gar keine!« log ich ihn tapfer an [...].« (49) Gewollt oder ungewollt entlarvt der Autor hier die stereotype Wahrnehmung seiner Landsleute von Südosteuropa. Aber dennoch: An den Balkanesen, männlich wie weiblich, haftet in diesem Roman in der Regel Schmutz,

Knoblauch-, Schnaps- und Tabakgestank, sie sind »schmierig«. Im Gegensatz dazu führt der Deutsche umsichtig stets »eine Rolle Butterbrotpapier« (79) bei sich, um Proviant reinlich zu verpacken (!) Großmütig teilt Nemsi Bey alias Hans Wolfgarten beim Abschied den edlen Pergamentersatz mit seiner albanischen Gastwirtin, die damit ihre zerbrochenen Fensterscheiben verkleiden möchte. »Und als ich mich noch einmal umschaute, sah ich sie noch da stehen und immer wieder mit den Fingern das schöne glatte, ölgetränkte Papier befühlen.« (80) *Jeden Tag eine gute Tat.*

Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass Matthießen während des Nationalsozialismus übelste antisemitische Hetzschriften verfasste. Ähnlich wie andere Gestalten aus jener Zeit konnte auch dieser Autor sein Schaffen in der BRD fortsetzen. Und ob es einem Waffenschmied zusteht, den Gebrauch von Waffen zu kritisieren? »Der erste beste Skipetar, der [dem Zigeuner] begegnet wäre, hätte ihn angehalten und ihm bei der geringsten falschen Bewegung eins über den Kopf gegeben. Oder gar eine Kugel in den Kopf. Denn die Kugeln sitzen hierzulande sehr locker in den Läufen.« (83) Wer die Schießfreudigkeit von Menschen kritisiert, sollte auch kein Kriegsgerät herstellen. Karohl zitiert 1939 einen albanischen Delegierten auf einer Balkankonferenz mit den Worten: »Wenn der Balkan das Pulvermagazin Europas ist, so sind es die großen Mächte, die das Pulver lieferten.« (120)



Abb. 1: Matthießens Komitadschi-Roman von 1934

Matthiessen verfasste mehrere Fortsetzungen des Nemsi-Bey-Stoffs, von denen der Roman *Unter den Komitadschis* ebenfalls Albanienbezug hat. Auf dem Umschlag ist ein grünesichtiger Balkanese zu sehen, der trotz Bewaffnung einem angreifenden Bären ausgeliefert zu sein scheint – hinter einem Baum zielt jedoch der Held auf das wilde Tier. Dies erinnert sogleich an die Bärenjagd im *Schut*. Auf der Rückseite des Buches ist eine absonderliche Karte abgebildet, die alle realen geographischen Verhältnisse auf den Kopf stellt: Skutari (Shkodra) liegt etwas unterhalb von Konstantinopel (Istanbul); Prisrend (Prizren) nur etwas oberhalb von Saloniki (Thessaloniki).



Abb. 2: Rückseite von Matthießens Komitadschi-Roman

Auch hier sind wir wieder mit unhygienischen Verhältnissen konfrontiert. Gleich zu Beginn erlebt Nemsı Bey eine schlaflose Nacht, was an der Naturkulisse liegt, die zunächst noch ganz romantisch erscheint, mit einem »Eulenschrei, so nah, als hätte der Schwingenschlag des unheimlichen Nachtvogels dicht über meiner Stirn geweht«, und mit dem »Tosen des Bergwassers in der Schlucht mit seinem Hall und Widerhall«, dann aber finden sich weniger erfreuliche Erscheinungen, nämlich die »Raubzüge starker Flohpatrouillen, die zudem noch Hand in Hand mit anscheinend vortrefflich geschulten Wanzenzügen arbeiteten. Aber daran muß man sich im Balkan und im ganzen Ori-

ent gewöhnen. Heißt es doch im Sprichwort: »Wo Flöhe und Wanzen anfangen Haustiere zu werden, da beginnt der Orient.« (1934 5) Etwas muss man für ein großes Abenteuer eben in Kauf nehmen.

Ein großes Ungemach ist zudem der kulinarische Aspekt: »Nun saß ich da als Ehrengast auf dem Felsenneste Markos. Für morgen war ein großartiges Hammelessen angesagt. Noch gewaltiger als gestern das. Und übermorgen eine Jagd, selbstverständlich mit nachfolgendem Hammelessen. Dann eine Einladung zu einem benachbarten Skipetarenfürsten. Die Hammel, die die große Ehre haben sollten, zum Festessen verspeist zu werden, waren gewiß schon ausgesucht. [...] Also Hammel, Hammel und noch einmal Hammel!« (8) Ein furchtbares Schicksal...⁶ Aber immerhin kommt die Geschichte einigermaßen humorig und spannend daher.

Als Nemsî Bey auf einen weiteren Albaner (mit einem äußerst unalbanischen Namen) trifft, sticht wie bei May als positivstes Merkmal des Skipetaren dessen imposantes Äußeres hervor (vgl. Schmidt-Neke 1994 267): »Was war dieser Brankowitsch für ein Goliath! [...] Schwarz wie Kohlen seine Augen, braun wie Leder seine Haut. Und ein Schnurrbart zierte ihn, den hätte er sich bequem am Hinterkopf zusammenbinden und noch eine schöne Schleife daraus machen können. Und dann die prachtvollen kriegerischen Gestalten seiner

6 Von seiner Hammelfleischintoleranz berichtet der deutsche Diplomat Rudolf Nadolny in seinen Memoiren. Als Gesandter während der Regentschaft des Fürsten Wied ist er 1914 in Tirana zu Gast in dem Palais des albanischen Politikers Essad Pascha Toptani (1863–1920) und erinnert sich: »Das Mittagessen war sehr feierlich, jedoch für mich ungenießbar. Es gab 15 Gerichte, aber alle bestanden aus Hammel oder waren mit Hammel angemacht. Den Höhepunkt bildeten Hammelköpfe. Ich saß rechts neben Essad Pascha, und er persönlich legte mir einen Kopf auf den Teller. Der Hammel sah mich aus trüben Augen an, mir wurde ganz schlecht zumute. Ich sagte, ich könnte ihn nicht essen, ich sei noch nicht an die Landessitten gewöhnt, Essad möchte ihn auf mein Wohl verzehren. Darauf großes Bedauern, aber Essad nahm den Hammelkopf und aß ihn tatsächlich nach dem seinen auch noch auf. Die Augen wurden zuerst verzehrt, es war grauenvoll anzusehen. [...] Am nächsten Morgen fuhr ich in elendster Verfassung wieder nach Durazzo zurück. Ich legte mich dort ins Bett und war todkrank. Am Abend schleppte ich mich ins Restaurant und bat um Spinat und Ei, aber das Ei um Gottes Willen nicht mit Hammelfett, sondern mit Butter gebraten. Man servierte mir tatsächlich Spinat mit Ei. Das Ei war mit Butter gebraten, aber der Spinat war mit Hammelfett zubereitet, worauf ich natürlich erneut todkrank wurde.« (1985 67) Heute schwärmen Reisende in der Regel von der albanischen Küche, doch in früheren Berichten ist des Öfteren von Schwierigkeiten zu lesen, sich den dortigen Essgewohnheiten anzupassen. Das betrifft z.B. die Oliven, die heute in aller Munde sind.

Begleiter!« (28)⁷ Das folgende verbale Kräfteressen mit dem urwüchsigen Balkanesen ist von einem Augenzwinkern begleitet:

»Nemsi Bey, du bist mein Freund! Allah verbrenne dich!«
 Das war ja eine liebevolle Begrüßung! Die mußte ich gleich erwidern:
 »Wud Brankowitsch, ich danke dir! Der Teufel schaffe dir die Pest an den Hals!«
 »Und dir die Räude [...], du Enkel eines Hundesohnes!«
 War der immer so? [...] Schade, daß ich heute schon weiter mußte! Denn dieser brave Gobsack war eine entzückende Bekanntschaft. So etwas war gerade nach meinem Geschmack! (28f)

Die ironische Referenz auf den übermäßigen Konsum von Abenteuerliteratur wird noch einmal wiederholt: »Ich war beinahe ärgerlich. Wie lächerlich einfach lösen sich hier alle Rätsel! Ja, ich hatte entschieden zu viele Räuberromane gelesen!« (61) Und bei der Begegnung mit einem Einsiedler, dem »Heiligen«, fragt dieser den Helden: »Nemsi Bey, was schaust du? Findest du in deinem Gehirn keine Schublade, in die du mich stecken kannst?« (55) Hier hat die Figur – anders als Kara Ben Nemsi – doch noch etwas zu lernen. Und der Roman macht mitunter Spaß.

Der Boden- und Heimat-Vielschreiber Gustav Renker hingegen ist mit seinem *Abenteuer in Albanien* bestenfalls ein Karl May für Arme – weder verfügt er über Sprach- oder Landeskenntnisse, noch über den mitreißenden Diktus seines vermeintlichen Ziehvaters. Was bleibt, ist reine 50er-Jahre-Biederkeit, die uns heutzutage weder fesseln noch Aufschlüsse über das Leben albanischer Menschen vermitteln kann. Er verwendet slawische oder falsch geschriebene Ortsnamen, anmaßend, wenn man das Wort »Albanien« im Titel seines Romans verwendet. Die Protagonisten seines Erzähltextes kommen in den Genuss der albanischen Gastfreundschaft, was den Erzähler aber nicht davon abhält zu urteilen: »Aus der Nähe gesehen war Jesernji [slawischer Name für einen nicht näher zu ermittelnden Ort] das, was eigentlich jedes Balkandorf ist: ein Drecksnest.« (32)

7 Teilweise deckt sich das überzeichnete Fremdbild auch mit dem Selbstbild der Albaner. So bemerkt Gürsch zur Ausstellung im Historischen Museum von Tirana: »Da und dort prangt ein Kolossalgemälde von Schlachtenszenen oder Freiheitshelden, deren Antlitze (fliehende Stirnen, buschige Augenbrauen über wild blickenden Augen, kühn gebogene Nasen, hochgezwirbelte Schnurrbärte) kaum Ähnlichkeit mit denen der heutigen Albaner haben.« (1986 30)

Ebenso nichtssagend sind Albert Donles *Erlebnisse mit Eseln, Kakteen und Mädchen ohne Schleier*. Der Autor hat in diesem unbescholtenen DDR-Büchlein von 1959 im Grunde nur Reiseprospekte zu der treudoofen Geschichte *Traudl fliegt an die Adria* verwurstet. Zu dieser Zeit waren Albanien und die DDR noch Bruderländer und beide mit der Sowjetunion verbündet; der Leitsatz des Buches lautete: »Schließlich waren es ja Freunde, die kamen, und Freunde, die empfingen« (36). Literarisch ambitionierter ist Donles Roman *Agron und Fatima*, der ironischerweise im letzten Jahr ihres Bestehens in der DDR erschien. 1990 herrschte wieder Übereinstimmung zwischen den Führungen der beiden Länder, in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber Glasnost und Perestrojka in der UdSSR.

Marie Amelie von Godin (1882–1956) hatte 1908 erstmals Albanien besucht und wurde zu einer Kennerin des Landes. Ab 1920 schrieb sie mehrere Romane, die dort angesiedelt und nicht uninteressant zu lesen sind. Ein roter Faden in ihren Werken ist der Freiheitskampf der Nordalbaner:innen. Das Bild, das Godin später vom sozialistischen Albanien zeichnet, ist ein finsternes, in dem sich die Gesellschaft (abgesehen von ein paar Infrastrukturprojekten) konsequent zurückentwickelt. Freudlos, gramgebeugt und schweigend quälen sich die Menschen unter einem Joch, das nichts Gutes für sie bereithält. Nur Mangel und Grau. Ob sie das Land damit zu den Lesenden hinbewegte? Immerhin behandelte sie Albanien, eine Seltenheit in der damaligen BRD.

Der Titel von Godins 1963 erschienenem Roman *Vergessen...?* lässt sich durchaus als mahnende Frage an das Ausland sehen, das Albanien seinem Schattendasein überließ. Dies formulierte die Erzählerin bereits in dem zuvor erschienenen Roman *Die große Angst*, wo sie Bezug nimmt auf einzelne Widerstandsnester, die sich im albanischen Hochland noch bis in die 50er hielten. Europa sei damals aber »kriegerschöpft. Kaum würde es sich jemals entschließen, aus Albanien die Kommunisten zu vertreiben, wenn es nicht selbst angegriffen war.« (197) In *Vergessen...?* hat die Autorin dem Franziskanerpater Anton Harapi (geb. 1888) ein Denkmal gesetzt, der 1946 vom neuen Regime ermordet wurde und die Hauptfigur des Buches ist.

Als glühende Katholikin und Antikommunistin lässt Godin in ihrem Roman nur eine Perspektive zu. In den Augen der Erzählerin ist der Sieg der Partisan:innen und Enver Hoxhas keine Befreiung. (Die *Antifaschistische Nationale Befreiungsfront*, *Fronti Antifashist Nacionalçlirimtar*, wurde 1942 in Peza ins Leben gerufen.) Die deutsche Besatzung, mit der Harapi kollaborierte, wird schönge-redet, was seinen Höhepunkt erreicht, als einer der Hochländer, die gemein-

sam mit dem Pater vor Gericht stehen, ein Schlussplädoyer hält und dem Ankläger entgegnet:

Daß ihr [...] einen Gast beschimpft, der uns nur um den freien Durchzug durch unser Land gebeten hat... heute, nachdem manche diesen Gast zum Dank für seine Hilfe hinterrücks angriffen... das ist Niedertracht. Wenn meine Brüder und ich uns diesem edlen Gaste gesellten, der uns das Kossowo zurückgegeben hatte, so taten wir damit nur unsere Pflicht. Seit hundert Jahren waren uns diese Deutschen Vater und Mutter, sie allein unterstützten unsere Freiheitshelden [...]. Weit über euch und eure Slavenkumpane gilt die Ehre, die Tapferkeit und der Ruhm dieses edlen deutschen Volkes und seines heldenhaften Heeres. (203f)

Die Aussage ähnelt denen anderer Autoren jener Zeit, welche die deutsche Besetzung verharmlosen (Hamm 1962), wenn nicht gar verherrlichen (Frank 1957).⁸

Dass Deutschland über Jahrhunderte hinweg Albanien's Freiheitsbestreben unterstützt habe, ist schlichtweg absurd. Als Paradebeispiel für die Diskriminierung des albanischen Volkes kann der Berliner Kongress von 1878 gelten, der bei den Betroffenen heftigste negative Reaktionen hervorrief, »sogar in der Volkspoese und Dichtung«, wie Lindita Arapi ausführt (89). Bereits zwei Jahre zuvor hatte Reichskanzler Bismarck vor dem Deutschen Reichstag markant verkündet, er sehe auf dem gesamten Balkan »für Deutschland kein Interesse [...], welches auch nur [...] die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre« (zit. in Schöllgen 16). Der in Godins Roman erwähnte albanische Franziskanerpater und Schriftsteller Gjergj Fishta hatte daher für Europa und somit auch für Deutschland in seinem Epos *Die Laute des Hochlandes* keine guten Worte übrig:

Oh! Europa, alte Hure,
Die du Gott den Herrn verleugnest,

8 Man sollte auch nicht unbedingt Äpfel mit Birnen vergleichen, wie etwa Pürner, wenn er zu dem Schluss kommt, »das vernichtendste Urteil, das man über Enver Hoxha fällen kann«, sei: »Seine Herrschaft ließ selbst eine Besetzung durch Nazideutschland in den Schatten treten.« (75) Das lässt erstens außer Acht, dass es ohne den faschistischen Größenwahn wohl nicht zu der Neuordnung gekommen wäre, die nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen wurde; zweitens wird die Aufbauleistung unter dem Hoxha-Regime ignoriert. Auch sind Fremd- und Eigenherrschaft nicht gleichzusetzen.

Zeugt dein Handeln von Kultur?
 Aufzuteilen heil'gen Boden,
 Der Albaner Heimaterde,
 Um zu nähren Rußlands Hündchen?! (82)

Es besteht eine Diskrepanz zwischen der Großmächtekritik Fishtas und der Slawenfeindseligkeit Godins. Die Passage in ihrem Roman wird dadurch nicht besser, dass die Autorin angibt, im Wortlaut den Gerichtsbericht zu zitieren (1963 204).

Godin schürt allerlei antislawische, antiislamische und antiziganistische Ressentiments. Bereits in *Die große Angst* heißt es über Funktionäre in ihren noblen Karossen: »Kalt, götzengleich lehnten die Autofahrer in ihren Polstern, diese Breitgesichtigen mit den kalten, hinterhältigen, graublauen Augen, Slavenaugen.« (55) Die kommunistischen »Horden« oder »Banden« seien zum größten Teil gar keine Albaner, sondern slawisch bzw. serbisch unterwandert; auch mit »üblem Zigeunergelichter« kann die Autorin in *Vergessen...?* dienen (188). »Enver würde der Herr sein im Lande, Enver und die zumeist Landesfremden in seinem Gefolge.« (94) Eine verkürzte Darstellung, immerhin gelang den Partisan:innen die Befreiung ohne Hilfe der Roten Armee; die Machtübernahme war nicht von dieser importiert (Schmidt-Neke 2021 45). Doch selbst nach der Logik des Romans ergibt sich ein Widerspruch, waren ja die italienischen und deutschen Besatzer gleichfalls Fremde, die ungefragt nach Albanien kamen. Katholizismus, Faschismus und Kommunismus können gleichwertig als Ideologien gesehen werden, die ein Heilversprechen bargen und Unheil anrichteten. Ihre Gesetzmäßigkeiten bzw. Maßlosigkeiten waren ähnlich uneinsehbar und unvorhersehbar. In diesem Sinne wäre ein Anton Harapi ebenso Missionar wie ein Enver Hoxha.

Sehr hervorgehoben wird die Ausstrahlungskraft des Franziskanerpaters, sein einnehmendes Wesen und sein gütiger Blick. Ein Kontrast zu dem Bildnis Hoxhas, wie es in *Die große Angst* in dem Raum eines Ministeriums hängt: »Das Porträt eines düsteren Mannes, dessen Augen den Besucher drohend maßen; Augen, der geschwungenen Nase allzu nahe gerückt; harte Augen, hinterhältig und böse.« (61) Leider ist das Böse aber in Wirklichkeit nicht immer ein derart stereotypes Feind- und Zerrbild und gar so leicht zu erkennen wie bei Godin oder May. Gerade Enver Hoxha war vom Äußeren her eine der charismatischsten kommunistischen Führerfiguren. In ihrem Roman *An verschwundenen Orten* geht Bessa Myftiu mehrfach auf den hohen Stellenwert der Ästhetik bei den albanischen Menschen ein, und kommt in diesem Zusammenhang auch

auf Hoxha zu sprechen. So äußert sich ein ausländischer Besucher: »Das ist doch nicht möglich! Das ist einfach unglaublich! Sie sagen, Enver Hoxha war ein Diktator, ein Tyrann, ein Despot, ein Unterdrücker, ein Degenerierter, ein Verrückter, ein Geistesgestörter, ein Dämon, ein Tier, und trotzdem enden sie immer mit demselben Satz: Aber wie schön er war!« (82)

So angebracht eine Verurteilung des Regimes sein mochte⁹, so undifferenziert ist die Botschaft in *Vergessen...?* Wichtige Teile der albanischen Geschichte werden verniedlicht oder ausgeblendet. Für die Erzählerin sind alle Kommunisten verkommene Taugenichtse und »töricht wie Bohnenstroh.« (200) Die Großgrundbesitzer hingegen werden in Schutz genommen und die Umverteilung mit dem (noch heute populären) Argument kritisiert, dass sich die Reichen ihren Wohlstand hart erarbeitet hätten und die Armen an ihrer Lage selbst schuld seien:

»Sie fangen an, die Leute aus ihren Häusern zu treiben«, berichtete der Knaube düster. [...] Zärtliches Mitleid nahm Pater Anton fast den Atem.

»Wem aber sprechen sie diese Häuser zu?«

»Den Bettlern und Tagedieben, die es ihres Müßigganges wegen niemals zu einem eigenen Haus brachten.«

»Und natürlich, diese Bettler weigern sich nicht, wie die Wohlhabenden und Fleißigen zu wohnen?« (140)

Dem lässt sich eine Erinnerung von Johanna Jutta Neumann entgegenstellen, die als Jüdin während des Zweiten Weltkriegs vor den »edlen Deutschen« flie-

9 Man vergleiche in diesem Kontext die Schilderung Bashkim Shehus von der Zerstörung des Franziskanerkonvents in Shkodra 1947 unter dem Vorwand, Waffen finden zu wollen: »Auf den Fluren, in den Zimmern und Klosterzellen zerschlagen Äxte, Hebel und Brecheisen unterdessen die Dielen; Hämmer klopfen die Wände auf geheime Hohlräume ab; Laternen steigen bis in die dunkelsten Ecken unters Dach. Der Lärm ist so allgegenwärtig, dass diejenigen, die sich im Speisesaal befinden, beim Hören nicht zu sagen vermögen, wo gerade gesucht wird, was gerade aufgebrochen und zertrümmert wird.

Abends, als die Kontrolle vorüber ist und ihnen gestattet wird, den Speisesaal zu verlassen, bieten die halbdunklen Flure einen noch unheilvolleren Anblick, als sich Bruder Shtjefni ausgemalt hat, und ebenso verhält es sich bei einigen der Zimmer, deren Türen offen stehen. Jeder Raum, in dem sein Blick einen Moment lang innehält und sogleich weiterwandert, kommt ihm wie ein geschlachtetes Lebewesen vor, das in seinen letzten Lebenszügen liegt und dessen Eingeweide herausquellen.« (2013 100f, Übers. meine)

hen musste und in Albanien Zuflucht fand. Hier beschreibt sie einen Feudalherren in Lushnja:

Vrioni Bej saß den ganzen Tag in einem der wenigen Kaffeehäuser und spielte Karten um Goldmünzen, während seine Pächter das Land bebauten, ihre Erzeugnisse verkauften und die Erträge am Markttag bei ihm ablieferten. Er nahm uns einmal mit, damit wir uns seinen Besitz ansehen konnten, der riesig war, aber nur hier und dort bebaut wurde. [...] Die Pächterfamilien lebten im äußersten Elend, wie man es kaum beschreiben kann. Ganze Familien mit sechs oder acht Kindern wohnten in einem einzigen Zimmer ohne Dach, nur mit Lehm Boden. (47)

Es scheint berechtigt, dass dieses System überwunden wurde. Godin schreibt: »Dieser Enver Hodzha hielt nichts heilig von dem, was bis heute in Albanien heilig gegolten hatte. Vielleicht hielt er auch der Frauen Leben und Ehre nicht heilig.« (1963 142) Ob man die Stellung der Frauen im Patriarchat als »heilig« bezeichnen kann, darf stark angezweifelt werden. Bei dieser Autorin macht es den Anschein, als seien die nun werktätigen albanischen Frauen in Zeiten des Gewohnheitsrechts vollkommen selbstbestimmt gewesen, »in diesem Lande, wo noch vor kurzem die Frau ihr Heim nur ungerne verließ.« (1955 19f) Die frömmelnde, altertümelnde Sprache von Godins letztem, postum erschienenen Roman musste schon zum Zeitpunkt des Erscheinens aus der Zeit gefallen wirken.

Viel von dem *echten, alten, archaischen Albanien*, dem die Autorin nachtrauert, ist nicht zwingend durch den Kommunismus verschwunden, sondern vielmehr so oder so durch neue Zeiten generell.¹⁰ In *Die große Angst* fragt sich

10 So ist es verständlich, wenn die Albaner heute anders kommunizieren als anno dazumal. Bernatzik erwähnt noch 1930 das »Telegraphieren«, von dem schon Edith Durham fasziniert war (2020 86f): »Das Los des Bergbauers ist hart, seine Abgeschiedenheit ist groß, und doch gelangen Nachrichten erstaunlich schnell bis zu ih[m]. Weit reicht in diesen Bergen die menschliche Stimme. Über die Schluchten hinweg ruft einer dem anderen Nachrichten zu, gibt sie weiter, bis sie den erreicht, für welchen sie bestimmt. Diese langgezogenen Rufe werden den Bergwanderer[n] zu einer vertrauten Musik, ebenso wie der dumpfe Klang der Dorftrommel.« (45) Markgraf nennt dies den »Bergfernsprecher«: »Wenn keine Antwort kommt, so ist das eine Gelegenheit, das geliebte Gewehr abzufeuern. Endlich schallt es ganz fern aus den Felsen: >Ooooooauu!< Die Verbindung ist hergestellt. Es kommt auch vor, daß ein dritter, der in der Mitte steht, die Vermittlung übernimmt, wenn der Gemeinte zu weit entfernt ist; ich habe das in Gjoçaj (Selita) erlebt. Nun geht also das Gespräch los, und

die Hauptfigur, ein aus dem amerikanischen Exil heimgekehrter Albaner: »Wo sind die Frauen in den weichen, wippenden, schwarzen Glockenröcken, den buntdurchwirkten Miedern, die reichgeschmückten Tragwiegen, auf ihren ungebeugten Rücken?« (55) Die Lesenden mögen sich fragen: Waren die Rücken der albanischen Frauen im Patriarchat wahrlich so ungebeugt? Und welche Gründe gab es für das Verschwinden der Volkstrachten, die vereinzelt in den 1990ern noch zu sehen waren? Wenn Godin von einem Städter schreibt, der »in sportlichen, fränkischen Kleidern«, in einem »Allerweltszivil« daherkommt (ebd. 154), erinnert das an Wallischs Bewertung des Neumodischen als »Ramsch« (1931 18ff). Früher war eben alles besser.

Auf lange Sicht gesehen hat Godin in manchen Beobachtungen zu einem totalitären Staat Recht behalten, wenn es etwa heißt: »Im Austausch für unsere Menschenwürde gewannen wir eine Eisenbahn, einen ausgetrockneten Sumpfsee, den Maliqsee, und eine Gleichheit in Entwürdigung und Furcht.« (1955 45) Andererseits gab es in Albanien keine *killing fields* wie in Kambodscha, wo Menschen einer sinnentleerten Sklavenarbeit nachgehen mussten, auch wenn dies hier ebenso wirkt: »Sicherlich war diese Bahn durch Zwangsarbeit errichtet, und Nikol schauderte im Gedanken an die Leiden der Arbeiter unter der Peitsche ihrer Antreiber. [...] Jeder Fortschritt wurde hier zweifellos durch Blut erkaufte, durch Entwürdigung.« (Ebd. 9) Es gab Zwangsarbeit, die Passage suggeriert jedoch, dass dies die einzige Form der Arbeit in kommunistischen Ländern sei und davor oder woanders nicht existiert habe.

Und was sagt die Wissenschaft?

»Keine Wissenschaft kann sich entwickeln ohne Meinungsstreit und die Freiheit der Kritik.«

Josef Stalin (zit. in Kacza 2018 33)

Die Beschäftigung mit Albanien hat im deutschsprachigen Raum eine lange und lobenswerte Tradition. Schon von dem Ritter Arnold von Harff (1471–1505) sind Sprachproben des Albanischen überliefert; von ihm haben wir das erste

es ist ganz erstaunlich, wie genau die Leute sich verstehen [...].« (1930 108) Diese Art der Kommunikation hat sich allerdings als Kunstform in der Iso-Polyphonie erhalten.

Mini-Wörterbuch Albanisch-Deutsch.¹¹ Im Bereich der Albanologie wurden seit dem 19. Jahrhundert Pionierleistungen erbracht, wie Xylanders *Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren* (1835). Kurt Rückmann erwähnt 1960 die Verdienste deutschsprachiger Albanologen wie Gustav Meyer (1850–1900) und dessen sechsbändige, 1883–1897 erschienene *Albanesische Studien*, nennt dies aber (nicht unbegründet) »eine der wenigen guten Taten von deutscher Seite.« (107) In Bezug auf Maximilian Lambertz verweist er allerdings auf »die guten Traditionen« der deutschsprachigen Albanologie (106), wohl auch, da dieser Forscher im *richtigen* deutschen Staat, der DDR, lebte.

Perwenzew schreibt verbittert zu der Situation in Albanien vor 1944: »Die Zahl der Wissenschaftler konnte man an den Fingern abzählen; sie hatten auch keine eigene wissenschaftlich-experimentelle Basis, sondern mußten sich von den Brosamen ernähren, die vom Tisch der westeuropäischen Wissenschaft fielen.« (16) Weniger polemisch und negativ wird dies von Seliger geschildert, der besonders auf die Bedeutung Österreichs eingeht, dies aber mehr als fruchtbares Nehmen und Geben sieht. (Sicherlich haben die ausländischen Forschenden den Albaner:innen nichts *weggegessen*.) Er tauscht sich 1957 darüber mit dem bis heute in Albanien hoch angesehenen Historiker Aleks Buda (1910–1993) aus, für Seliger ein wichtiger Gesprächspartner:

Albaner kamen nach Österreich, Österreicher gingen nach Albanien. »Wenn wir heute so viel über die Vergangenheit unserer Heimat wissen«, sagt mir Aleks Buda, »dann haben wir das zum Großteil österreichischen Forschern zu danken.« Von Johann Georg von *Hahn*, dem ersten bedeutenden österreichischen Albanologen, spannt sich über Theodor *Ippen*, *Steinmetz*, *Liebert* und *Nopcsa* ein weiter Bogen bis zu dem großen Lehrer Aleks Budas, dem Sprachforscher Norbert *Jokl*, dem seinerzeitigen Oberbibliothekar der Wiener Universitätsbibliothek, der 1942 von den deutschen Faschisten ermordet wurde¹². (1958 112)

-
- 11 Von Harffs Manuskript wurde 1860 von Everhard von Grootte veröffentlicht: *Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff. Von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien, wie er sie in den Jahren 1496–1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat*. Nach den ältesten Handschriften und mit deren 47 Bildern in Holzschnitt herausgegeben von Dr. E. von Grootte. Köln: J. M. Heberle.
- 12 Michael Schmidt-Neke schreibt über Jokl: »Der am 25.2.1877 im südmährischen Bzenec geborene Sprachwissenschaftler war einer der wichtigsten Erforscher des Albanischen. Wenige Wochen nach dem ›Anschluss‹ Österreichs, am 20.5.1938, wurde er seines Dienstes an der Wiener Universitätsbibliothek enthoben und kurz darauf in den

Buda wurde nach dem Sturz der kommunistischen Diktatur öfters als einer der ideologischen Apologeten des Regimes bezeichnet. Thomas Kacza widerspricht dem entschieden und macht die Umstände der damaligen Zeit geltend: »Wer Buda als ›stalinistischen Akademiepräsidenten‹ abstempelt, ihn darauf reduziert, ein ›extrem nationalistisches und xenophobes Geschichtsbild‹ geprägt zu haben [der Autor verweist hier auf Schmitt 165], setzt die routiniert eingeflochtenen, den Vorstellungen der PPSH [*Partia e Punës e Shqipërisë*, Partei der Arbeit Albaniens] Genüge tuenden Floskeln auf gleiche Höhe mit seiner wissenschaftlichen Argumentation [...] unter Außerachtlassung der Arbeitsbedingungen, denen die albanischen Historiker in der stalinistischen Ära unterworfen waren.« (2018 25f) Budas Werdegang wirft dabei ein Licht auf die gesamte Ideologisierung der Wissenschaft unter Hoxha. Die Albaner hatten Illyrer zu sein, und damit Schluss. »Jawohl, die parteiamtlichen Vorgaben erfüllte er – in einem realsozialistischen Land wie Albanien konnte sich kein Historiker apolitisch verhalten.« (Ebd. 34)

Was für Buda gilt, lässt sich auch auf Ismail Kadare und andere übertragen: Wer kann schon allen Ernstes von sich behaupten, er wäre in einem totalitären System ohne Sünde geblieben? Nicht jeder hat das Zeug zum Märtyrer, der in Straflagern zugrunde geht. Wer nie in einem solchen Glashaus saß, sollte besser nicht mit Steinen auf eingestürzte Mauern werfen. Zudem war Buda stets um einen Dialog mit ausländischen Forschenden bemüht und zahlreichen inländischen Wissenschaftlern wie Mark Tirta oder Vexhi Buharaja durch seine Interventionen behilflich (ebd. 34f) – und damit weiter als viele seiner Kolleg:innen in heutiger Zeit.

Auch bei Kleinleins Albanienreise 1957 kommt es zu einem fruchtbaren Austausch: Die ostdeutschen Gäste erkunden die albanische Küste und nehmen einiges nach Hause mit: »Fische, Krebse, Korallen, Aktinien, Muscheln, Schnecken und Tintenfische schwimmen in Formalin.« (143) Im Gegenzug werden die Gastgeber in die Techniken des Tauchsports eingeweiht: »Unsere albanischen Kameraden werfen wohl zum erstenmal durch die Taucherbrille einen Blick in ihre blaue Adria. Unbeschreiblich ist ihre Freude. [...] Jeder Tauchsportler wird den überraschenden Eindruck niemals vergessen können,

Ruhestand versetzt. Jokl bemühte sich vergebens um die Hilfe seiner Fachkollegen bei der geplanten Übersiedlung ins Ausland. [...] Am 4.3.1942 wurde Jokl festgenommen und in ein Sammellager bei Wien überführt; Ort und Zeitpunkt seines Todes sind nicht gesichert [...].« (In: Neumann 153)

den er beim ersten unverzerrten Blick in das Wasser als ein seltenes Geschenk der Natur empfunden hat.« (38) Für beide Seiten ein Gewinn.

Was die Bedeutung innerhalb der deutschsprachigen Albanologie anging, so nahm später Fiedler den Rang von Lambertz ein, bei welchem er auch promoviert hatte. Es ist den ostdeutschen Albanolog:innen Wilfried Fiedler, Oda Buchholz und Gerda Uhlisch zu verdanken, dass Albanien nach dem Bruch nicht völlig in Vergessenheit geriet. Als Ergebnis der folkloristischen Expedition von 1957, die gemeinsam von der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Staatlichen Universität Tirana und unter der Leitung der Musikethnologen Erich Stockmann und Ramadan Sokoli (Seliger begegnet der Gruppe auf seiner Reise, 1958–96ff) durchgeführt wurde, veröffentlichte Fiedler 1965 den Band *Albanische Volksmusik*. 1977 erschien in Zusammenarbeit mit Buchholz und Uhlisch ein Wörterbuch *Albanisch-Deutsch* – eine Pionierleistung. (Unter den neuen marktwirtschaftlichen Bedingungen wurde das Werk von Langenscheidt aufgekauft und unverändert nachgedruckt; scheinbar lohnt sich eine Aktualisierung in kommerzieller Hinsicht nicht, da das Wörterbuch bis heute praktisch konkurrenzlos ist.) Ein Standardwerk ist auch die *Albanische Grammatik* von Fiedler und Buchholz (1987).

Leider erfuhren die Frauen nicht dieselbe gebührende Würdigung wie Fiedler, der 1991–1998 die Professur für Albanologie an der LMU München innehielt. Oda Buchholz, die sich in der DDR neben ihrer sprachwissenschaftlichen Arbeit auch durch Lehrtätigkeit und literarische Übersetzungen ausgezeichnet hatte, war eine Verliererin der Wendezeit und geriet in Vergessenheit. Auch Gerda Uhlisch ist kaum noch bekannt.

Wahrnehmungen eines europäischen Landes: der Forschungsstand

Die Albanienwahrnehmung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts ist recht gut erforscht. Bereits zwischen 1909 und 1929 veröffentlichte der albanische Publizist und Politiker Midhat Frashëri (1880–1949) unter dem Pseudonym Lumo Skendo in seiner Zeitschrift *Diturija* («Das Wissen») zahlreiche Artikel über ausländische Reisende in Albanien. (Wallisch beschreibt Frashëri 1931 wie folgt: »Lockenkopf, hoher Stehkragen, [...] Unterrichtsminister a. D., Bibliophile, Verleger, Zeitschriftenherausgeber, Buch- und Papierhändler. Man kann von ihm die tiefgründigsten Äußerungen über die gesamte Albanienliteratur haben. Man kann bei ihm aber auch eine Schreibfeder oder einen Bogen Briefpapier kaufen.« 83) Besonders lobend hebt Skendo von Hahns Buch *Alba-*

nesische Studien hervor, das er als »eine ganze Bibliothek über Albanien« und als »Monument« bezeichnet, mit Reiseskizzen, einem Geschichtsabriss, einer Grammatik, Liedern, Märchen und einem zweisprachigen Wörterbuch (170).

Für die deutschsprachige Albanienwahrnehmung bis in die jüngste Vergangenheit war wie erwähnt Karl May maßgeblich. So befasst sich auch Lindita Arapi in ihrer Dissertation *Wie Albanien albanisch wurde. Rekonstruktion eines Albanienbildes* von 2005 eingehend mit diesem Autor. Zudem untersucht sie die literarischen Reiseberichte von Karl Otten (1912) und Joseph Roth (1927). Meine Studie sieht sich gewissermaßen als Nachfolgeprojekt zu Arapis Buch – nicht zwingend in methodischer oder stilistischer, aber in chronologischer Hinsicht. Ein Ziel ist, möglichst wenig vorzugreifen und den Lesenden Albanienbilder und -eindrücke aus der damaligen Warte zu vermitteln. Wenn Richtigstellungen, Querverweise und Einschübe aus heutiger Sicht sinnvoll scheinen, so werden diese in Fußnoten oder {abschweifenden Klammern} aufgenommen. Unvermeidbar sind beispielsweise Anmerkungen bei Idealisierungen des Hoxha-Regimes, die nicht unwidersprochen bleiben sollten.

Für einen Überblick zu internationalen Albanienwahrnehmungen und Reiseberichten bis vor der Hoxha-Diktatur sei Lida Mirajs 2022 erschienene Studie *Albania through Travellers's Eyes. From the Age of Humanism to the End of World War II* empfohlen. Das wuchtige Werk nimmt allerdings vorrangig eine Auflistung der Autor:innen, ihrer Lebensdaten und Projekte vor; zum Inhalt der Texte wird kaum Bezug genommen. Mirajs Buch ist somit mehr als Geschichtsabriss und vor allem als umfassende Bibliographie von Wert.

Wie Arapi schreibt, gewannen die deutschsprachigen Reiseberichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Vielschichtigkeit und waren von einem differenzierteren, respektvolleren Blick geprägt als davor. Die Autorin spricht gar von einer »Rehabilitierung des Albanienbildes« und hebt hier besonders Nopcsas Text *Das katholische Nordalbanien* von 1907 hervor (116). Unter anderem werde das spätestens seit May bestehende Bild des verschlagenen albanischen Räubers dekonstruiert.

Insgesamt weniger Beachtung fanden Reiseberichte ab den 1930er Jahren, möglicherweise auch, da zu diesem Zeitpunkt verschiedene Ideologisierungen einsetzten, wohingegen Albanien zuvor noch von politischen, zivilisatorischen Fragen für den westlichen Betrachter entrückt schien. Das *Wilde* (sei es positiv oder negativ konnotiert) trat durch die Diktaturen von Ahmet Zogu und Enver Hoxha mehr und mehr in den Hintergrund, um einer *Staatlichkeit* zu weichen. Vorliegende Studie befasst sich mit der deutschsprachigen Albanienwahrnehmung ab 1924 (als Reisezeitpunkt) bzw. 1930 (Jahr der Publikation)

bis hin zum Einsetzen des heutigen Tourismusbooms, der sich grob auf das Jahr 2015 festlegen lässt. Einschränkend kann gesagt werden, dass diese Texte keine vergleichbare Breitenwirkung wie die Karl Mays entfalten konnten, betrachtet man sie jedoch in ihrer Gesamtheit, so lassen sich Schlussfolgerungen in Bezug auf die Perzeption Albaniens ziehen.

Stereotypen und die Konstruktion der Anderen – eine vorseilende Entfremdung

Die omnipräsenten Kennzeichnungen Albaniens als »vergessenes Land«, »letztes Geheimnis«, »weißer Fleck« (»auf dem ansonsten lückenlos geschwärzten Globus«, Schmidt/Schmitt 16) etc. (oder, wie es Lindita Arapi subtiler ausdrückt, »im Schatten dieses Erdteiles« gelegen, 62) förderten nachhaltig die Exotisierung oder Andersmachung und dadurch oft die *Ablehnung*.¹³ Rütten nennt einige weitere Schablonen wie »letzte kommunistische Bastion Europas«, »Europas Schlusslicht«, »Europas Armenhaus« oder »Europas Hinterhof« (2002 125), hier wird wenigstens dem Umstand Rechnung getragen, dass Albanien ein europäisches Land ist. Für die Zeit des Sozialismus zählt Gudjons noch diese Etikettierungen aus der westdeutschen Presselandschaft auf: »Das Land der glücklichen Stalinisten«, »Das Pferdefuhrwerk als Fortschritt«, »Land hinter der Zeit«, »Land aus der Eiszeit« oder »Allein gegen den Rest der Welt«. Gudjons sieht darin »die Sucht nach flockigen Formulierungen«; diese »locken wohl eher auf die falsche Fährte, als daß sie das Land verstehen helfen.« (Pier/Stich 19) Von der *terra incognita* war es nur ein kleiner Schritt zur *terra non grata*. Man hörte kaum etwas über Albanien, und wenn, dann wenig Gutes. So kam es wie bei einer Dating-App zu einer automatisierten Wegwischbewegung. Es wurde nach links gewiped, und das potenzielle Reise- oder Partnerland verschwand in der Versenkung.

Zur Isolation trugen mal mehr die Umstände in Albanien selbst, mal mehr die Außenwahrnehmung bei. Ein regelrechter Selbstläufer. Zu Stigmatisie-

13 Dabei kann der Exotismus das Andere auch *umarmen*, im Sinne Thomas Manns; hier äußert er sich »in einem Ekel vor der Nähe, dem Heimatlich-Wirklichen, in einem schwärmerischen Glauben an die Schönheit der Ferne und Fremde. Der Exotist begeistert sich in einem fort am ungewöhnlichen, phantastisch-märchenhaften, zügellos wilden Leben.« (Arapi 139) In diesem Fall wird das Vertraute infrage gestellt (zu dem die Schreibenden allerdings in der Regel wieder heimkehren).

rung und Ausgrenzung gehören zuweilen beide Seiten. Grundsätzlich ist aber zu unterscheiden zwischen Texten, die das Land den Lesenden näherbringen wollen, es zu ihnen *hinbewegen*, und solchen Texten, die das Land eher von den Lesenden *wegbewegen* und zur Entfremdung beitragen. Zweifellos hat auch die politische Vorprägung der Schreibenden ihren Anteil daran, doch entscheidet dies nicht allein über Sympathie und Empathie. Zur Zeit der Diktatur standen Beobachter:innen aus anderen sozialistischen Ländern oder später Kommunist:innen aus dem westlichen Ausland fraglos dem politischen System näher als andere, sie zeigten aber auch ein deutliches Interesse an Sprache und Kultur der albanischen Menschen; hier ging es mehr um Land und Leute (wie bei Ziergiebel, Kleinlein oder Kiesling) oder um Forschung (bei Lambertz, Fiedler und Buchholz) als wie im Westen um politische Bestandsaufnahmen (siehe Hamm oder Lendvai).

Nicht unerheblich für den Kipppunkt in Bezug auf Stereotypen ist die Kenntnis oder Unkenntnis der Landessprache, oder zumindest das Vorhandensein oder Fehlen von Neugier und Einfühlungsvermögen. Oder von Recherche: »[Karl] Mays völlige Ignoranz hinsichtlich der albanischen Sprache schließt die Benutzung der zwei wichtigsten [zu jener Zeit verfügbaren] albanologischen Arbeiten aus, der [...] Grammatik von Xylander (1835) und der 1854 in Jena erschienenen dreibändigen ›Albanesische(n) Forschungen‹ des österreichischen Konsuls Johann Georg von Hahn.« (Schmidt-Neke 1994 275) Troschel schreibt 1944: »Ich habe sogar bei h[ö]chsten Mohammedanischen Heiligen [t]agelang gewohnt, da ich deren Vertrauen gewinnen konnte. So tat sich mir eine geheimnisvolle Welt auf, die aber jedem Nichtkenner von Land und Leuten verschlossen bleibt. Nat[ü]rlich spielt das K[ö]nnen der Landessprache auch eine Rolle dabei.« (Reddemann 501)

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass der Spracherwerb völlig neue Horizonte eröffnet. Ich lebte 1998–2001 in Albanien, konnte mir aber damals keine profunden Albanischkenntnisse aneignen. Zu ungünstig waren die Umstände: Die politische Situation war nach wie vor angespannt (kurz nach meiner Ankunft wurde der Abgeordnete der Demokratischen Partei Azem Hajdari ermordet), die Arbeitsverträge meines Vaters waren befristet, und so blieb unklar, wie lange wir überhaupt in Tirana bleiben würden. Zudem war ich in der amerikanischen Schule mit Englisch, Französisch und Italienisch gut beschäftigt. Und nicht zuletzt motivierten einen die albanischen Menschen durch die geringe Wertschätzung für das eigene Land nicht sehr, ihre Sprache zu erlernen.

Als ich dies während meines Studiums nachholte und dann erneut mit der hart erworbenen Landessprache im Gepäck nach Albanien kam, erübrigten sich viele Stereotypen und ich *eroberte* das Land (in intellektueller wie emotionaler Hinsicht) ein zweites Mal. Die Begegnung wuchs nun über das bloße Schauen und Betrachten hinaus und entwickelte sich stärker zu einem Zuhören und Verstehen. Ähnlich erging es mir mit Ismail Kadare: Nachdem ich ihn auf Deutsch gelesen hatte, war das Lesen im Original ein zweites Kennenlernen, gewissermaßen unabhängig von der ersten Lektüererfahrung.

Es macht einen Unterschied, wie von den Menschen gesprochen wird, denen man begegnet, und wie man sie nennt. Auch hier ein Verweis auf Karl May: Der Autor belegte all seine albanischen Figuren entweder mit Namenlosigkeit oder gab ihnen slawische bzw. slawisch klingende Namen (Schmidt-Neke 1994 264). Bei nicht-fiktiven Texten sehen wir eine Diskrepanz zwischen Autor:innen, die Ortsansässige namentlich erwähnen, und solchen, die dem keine Bedeutung beimessen. Beispielsweise dankt Richard Busch-Zantner der »Schar der namenlosen südosteuropäischen Bauern, die mir in Gesprächen wertvolle Aufschlüsse gaben« (1938 Vf); Schmidt-Nekes Urteil dazu in der Einführung zu dem Text *Die Republik der Skipetaren* von 1927: »Der verwöhnte Bürgersohn RBZ begriff den Widerspruch nicht, sich bei Menschen zu bedanken und sie zugleich als »namenlos« zur amorphen Masse abzuqualifizieren.« (2016 20)

Der DDR-Autor Gerhard Kleinlein führt 1957 alle Personen, auf die er bei seiner Albanienreise trifft, mit vollem Namen auf – ein Zeichen für Respekt. So bei jungen Albanern, die von den ostdeutschen Gästen in die Kunst des Tauchsports eingeweiht werden: »Da ist Faruk Mezim, ein fünfundzwanzigjähriger Sportlehrer, einer der besten Schwimmer Albaniens [...]. Enver Murizi ist einundzwanzig und Seidenfärber. Und die beiden Jüngsten: Kastriot Koramwo, achtzehn Jahre, ein Einrichterlehrling, sowie Mark Shesani, ein sechzehnjähriger Tischlerlehrling.« (36f) Dies entspricht auch dem heutigen Standard bei Berichterstattungen. (Der angebotene Tauchkurs ist im Übrigen eine Geste der Dankbarkeit für die Gastfreundschaft der albanischen Menschen.)

Bei dem WELT-Reporter Harry Hamm hingegen werden 1961 die auf Fotos aufgenommenen Propagandalosungen nicht übersetzt, und Ortsnamen erscheinen nicht in der albanischen Schreibweise, sondern in jener der früheren Besatzer (Koritza anstelle von Korça, Durazzo statt Durrës; die Zeit trägt daran wenig Schuld, geben doch ältere Autoren beide Formen an). Ein Albaner, zu dem der Autor Kontakt aufnimmt, wird mit *Gastarbeiterdeutsch* wiedergegeben: »Sie nicht täuschen lassen – hier alles Bluff – Enver Hodscha nix gut – Amerikani prima!« (91) Dies erscheint zumindest heutzutage un-

angemessen und übergriffig – zumal von einem Reisenden, der selbst kein Wort Albanisch spricht. Paul Lendvai (oder der Setzer) schreibt zahlreiche albanische Wörter und Namen falsch, was leicht zu vermeiden wäre, scheinbar ist es aber nicht weiter wichtig. »Shkipëria shkëmb graniti« heißt es da (16f; richtig: *Shqipëria shkëmb graniti*, »Albanien, ein Felsen aus Granit«), und die Gewerkschaftszeitung *Puna* (»Arbeit«) wird zum »Puma« (86).

Hamm hält es für unnötig, selbst illustre albanische Persönlichkeiten, denen er begegnet, beim Namen zu nennen. Nur Albanienkundige können erraten, dass es sich bei dem interessanten Mann und berühmten Schriftsteller wohl um Petro Marko (92), bei dem hochgebildeten Professor um Eqrem Çabej handelt (111). Der WELT-Reporter hat kein wirkliches Interesse an der Figur und Tätigkeit der albanischen Intellektuellen, betont dafür aber stets, dass sie sich nicht trauten, mit der Sprache herauszurücken, was die politische Lage angeht. Ein krasser Gegensatz zu einer Schilderung wie der von Kurt Seliger, der auch einfache Menschen mit vollständigem Namen vorstellt, wie z.B. den Hochländer Sokol Ndou (1958 48). Lendvai nennt immerhin Kunstschaffende mit Namen, schreibt diese jedoch falsch (wie bei der Filmregisseurin »Xhanzize Keka«, 89, statt Xhanfise Keko; Kulpok gelingt 1981 die richtige Schreibweise, 103). Nicht erwähnt wird, dass eine solche Tätigkeit in Ost wie West für Frauen keine Selbstverständlichkeit war, und auch der künstlerische Wert ihres Schaffens findet keine Beachtung – entscheidend ist nur, dass ihr Film der Propaganda diene.

Bei selbsterklärten *vorurteilsfreien Kenner:innen* ist ebenfalls Misstrauen geboten. Luise Rinser etwa beanspruchte dieses Prädikat für sich. »Ich bin zum sechsten Mal im Fernen Osten und von Natur aus fähig, den ostasiatischen Menschen und seine Denkweise zu begreifen.« (146) Eine hochmütige Aussage für jemanden, der keiner asiatischen Sprache mächtig ist. Ein Zugang zu den Menschen war ihr aus diesem Grund und durch die politischen Umstände kaum möglich. Der politisch sehr voreingenommene Autor Schneider hat in Bezug auf die Außenwahrnehmung (bis zum Beginn des Tourismusbooms) hier allerdings Recht:

Man kann sich des Eindrucks nur schwer erwehren, daß auch heute noch diejenigen, die uns die – allerdings spärlichen – Nachrichten über Albanien vermitteln, sich der Methoden Karl Mays bedienen. Da sitzen sie in ihren Wiener oder Belgrader Büros, lassen ihrer Fantasie freien Lauf, und anderntags erscheint dann in westdeutschen Blättern wieder einmal ein Korresponden-

tenbericht über Albanien. Nur so farbig gesehen wie ehemals bei Karl May ist es nun nicht mehr. Heute wird eher grau in grau gemalt. (5f)

Wir erinnern uns an die Albanien-Romane von Godin, die immerhin über profunde Landeskenntnisse verfügte.

Ziel dieses Buches ist es, ein Mosaik des Albanienbildes zusammenzusetzen. Fatos Lubonja geht auf die Bedeutung der äußeren Wahrnehmung ein, von der man selbst lernen und bereichert werden könne: »Der Blick des Anderen wirft ein neues Licht auf Dinge, an denen wir Tag für Tag vorübergehen, wodurch wir sie wiederentdecken. [...] Der Andere ist dabei kein Einzelner, der Andere, das sind viele, die sich in ihrer Sensibilität und ihren Absichten unterscheiden mögen, während sie uns betrachten und beurteilen.« (2006 2, Übers. meine) Der Publizist verteidigt dabei ausländische Beobachter (in diesem Fall den polnischen Autor Andrzej Stasiuk) gegen den Vorwurf, sie wollten Albanien nur mit Dreck bewerfen. Ja, der Andere könne Stereotypen haben, man dürfe aber nicht von vornherein seinen Blick ablehnen.

Wie sah dieser Blick in den vergangenen hundert Jahren aus, bevor das Land für Besucher:innen so interessant wurde? Dem soll nachgegangen werden. Noch in den späten Nullerjahren hätte sich Albanien wohl nicht träumen lassen, dass es so ein begehrtes Reiseland werden sollte. Hartmut Pürner findet 2007 zur Hochsaison in Gjirokastra – heute ein Muss bei Individual- wie Gruppenreisen – einen völlig touristenfreien Raum vor, und bezeichnet die Stadt als

Sinnbild für das Potential wie für die Malaise Albaniens. Gjirokastr[ë]r ist das Rothenburg ob der Tauber Albaniens, sein San Gimignano und sein Carcassonne. Die Lage über einem alpinen Flusstal erinnert auch an Kufstein. Es ist sogar UNESCO[-]Weltkulturerbe. Und dennoch waren eine Österreicherin und ein Deutscher auf Dienstreise so ziemlich die einzigen Fremden mitten im August. Dabei ist Gjirokastr[ë]r vielleicht sogar noch ein bisschen einzigartiger als die genannten Orte. [...] Wir erfanden Werbeslogans: »Be alone with a World Heritage site!« oder »Visit the most unvisited World Heritage Monument in the World!« Es war schier unglaublich – in den alten Gassen, auf der alten Festung war kein Mensch. (44f)